

YVES P. HONLA

TRÄUME

Die Realität aus einer
anderen Perspektive



Yves P. Honla

Träume

Die Realität aus einer anderen Perspektive

Gedruckte Ausgabe:
978-3-03965-110-8

Digitale Ausgabe:
978-3-03965-111-5

© 2026, mosaicstones Thun

Der Buchinhalt ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Umschlag- & Satzgestaltung: ETRNL | www.etrnl.de
Lektorat: Christine Kathmann | www.lektorat-kathmann.de
Druck: Bookpress.eu, Olsztyn, Polen

Dieses Buch und weitere interessante Medien
(Auslieferung auch in DE/AT) können Sie beziehen bei:



mosaicstones, Tel. +41 33 336 00 36
info@mosaicstones.ch, www.mosaicstones.ch

Inhalt

Vorwort	6
Der Weg der Flucht	11
Ein Flirt mit dem Tod	23
Der Empfang	33
Der Leidensdruck	41
Die Hinterfragung	59
Der Monolog	83
Die Andersartigkeit	107
Die Zwischenzeit	145
Die Abspiegelung	155
Gib nie auf!	193

Jeannette Honla, geborene Ngo Matip
Für deine Widerstandsfähigkeit,
für deine Liebe und für deine Selbstlosigkeit.

Vorwort

Alle Menschen haben Träume. Mein langjähriger Traum, mein Hobby Filmemachen intensiver betreiben zu können, wurde wahr, als ich 2003 in Frühpension ging. Das machte mich zum Glückspilz.

Ganz im Gegensatz zu meinem Freund Pascal (wie ich ihn gerne nenne), den ich 2023 anlässlich einer Lesung aus seinem ersten Buch «Das Labyrinth» in der Weinstube zur Tanne in Schaffhausen kennenlernen durfte. Seine Erscheinung, seine freundliche, herzliche und bescheidene Ausstrahlung beeindruckten mich sehr. Je länger ich ihm zuhörte und je mehr ich von seinen Erlebnissen als Asylsuchender in der Schweiz erfuhr, umso mehr entstand in mir der Wunsch, diesen Mann und seine Geschichte besser kennenzulernen. Ich habe sein Buch in nur drei Tagen gelesen und seine erschütternde Geschichte als Asylsuchender in der Schweiz ließ mich nicht mehr los. Nach einem Anruf trafen wir uns in seiner Asylwohnung in Winterthur, wo er mir über seine Jugend, über seine Ausbildung und über die politische Situation in Kamerun erzählte.

Der in Sozialrecht und Kommunikation ausgebildete Kameruner mit seiner ausgeprägten Sozialkompetenz landete am 16. März 2018 erstmals in Europa, in Genf, eingeladen von einer internationalen Menschenrechtsorganisation mit beratendem Status bei den Vereinten Nationen. Eindrücklich machte er auf die Forderungen der Stimmlosen, der Unterdrückten und der Opfer in dieser Welt aufmerksam. Auch auf die von vielen Regierungen begangenen Missbräuche wies er hin. Als besonders bedenklich erwähnte er das gewaltsame Schweigen und die Unterdrückung aller Versuche, legitime Forderungen zu erheben.

Wer das Buch «Das Labyrinth» gelesen hat, weiß, wie willensstark, unermüdlich, fleißig und schnell Pascal Deutsch gelernt hat. Mit welcher Energie er eine freiwillige Beschäftigung suchte. Er musste selbst kämpfen und hat sich trotzdem engagiert, um andere Leute zu unterstützen. Das tat er unter anderem bei Solinetz in Winterthur, wo er selbst Deutsch gelernt hatte und nun Asylsuchende in Deutsch und Französisch unterrichtete. Sein soziales Engagement in der Schweiz trotz dieser schwierigen Situation ist bemerkenswert.

Trotz aller Widrigkeiten blieb Pascal immer ruhig, er machte niemandem Vorwürfe. Er blieb immer anständig und sachlich, ein feiner Mensch. Während ich ihm zuhörte, schämte ich mich, zu diesem Land zu gehören. Nur ein starker Mann wie Pascal konnte diese unglaublich schwere Zeit überleben. Ganz zu schweigen von seinen Aufgaben als Vater von Kindern, die er regelmäßig online betreute, tröstete, motivierte und wo immer möglich unterstützte.

Ziemlich genau acht Jahre später erscheint nun sein zweites Buch «Träume». Ein weiteres Mal bewundere ich Pascal. Da und dort, wo er über uns berichtet, kann ich mir beim Lesen ein leichtes Schmunzeln nicht verkneifen. Trotz seiner schwer zu ertragenden Lage hat er es geschafft, sich sinnvoll abzulenken, ist positiv geblieben, und hat die Menschen in seiner neuen Welt sehr gut beobachtet und analysiert.

Seine Beispiele, wie die Bevölkerung in seiner Heimat miteinander umgeht, erstaunen nicht nur mich. Von Begrüßungen wie: «Hallo, mein Bruder, wie geht es dir», an einer Bushaltestelle zu einem Menschen, den man gar nicht kennt. «Danke der Nachfrage, mein Bruder, momentan plagen mich Bauchschmerzen, aber ich bin zufrieden.» Im Bus: «Komm, meine Schwester, setz dich zu mir, der Sitzplatz hier ist frei.» Stets hilfsbereit unterstützen sich die Menschen selbstverständlich, ob jung, ob alt, ob arm, ob reich, man ist füreinander da. Ich staune und merke, dass wir in unserem sogenannten entwickelten Land keine Ahnung von diesen wertvollen Menschen und ihrer Kultur haben. Man sollte allen Menschen auf Augenhöhe begegnen, so habe ich es gelernt. Doch wenden wir hierzulande diese Regel an? Auch bei Ausländern? Auch bei Asylsuchenden? Auch bei Menschen in schwierigen Lebenssituationen?

Bei all den Erfahrungen und Einblicken, die ich durch meinen Freund gewonnen habe, gibt es meiner Meinung nach in unseren Asyl- und Sozialwesen viel zu tun. Offensichtlich ist die Ausbildung und somit die Qualität der Asyl- und Sozialbehörden ungenügend. Den enorm wichtigen Beamt*innen fehlt es an psychologischem Gespür und am nötigen Einfühlungsvermögen für die meist stark traumatisierten Menschen. Ob diese Teams für ihre anspruchsvollen Aufgaben entsprechend ausgebildet wurden und von ihren Vorgesetzten genügend unterstützt werden, frage ich, zusammen mit vielen Menschen, die in den Kinos den Dokumentarfilm «Die Anhörung» gesehen haben.

Es ist schwer zu glauben, dass Menschen mit dem Potenzial eines Yves Pascal Honla jahrelang warten müssen, ohne dass eine zuständige Führungsstelle im Migrationsamt merkt, dass dieser hochbegabte, studierte Jurist eine große Hilfe für das Asylwesen sein könnte – ebenso wie viele andere Fachkräfte und engagierte Migrant*innen.

Ich wünsche mir, dass «Träume» uns zum Nachdenken über unser Verhalten im Alltag anregt. Lasst uns gemeinsam eine Gesellschaft gestalten, in der Respekt und Hilfsbereitschaft selbstverständlich sind. Wenn wir einander auf Augenhöhe begegnen – ohne Vorurteile, Neid oder Eifersucht – schaffen wir nicht nur ein besseres Miteinander, sondern auch mehr Zufriedenheit und Frieden für uns alle.

Meinem Freund Pascal gratuliere ich zu seinem spannenden Buch. Ich freue mich sehr und bin dankbar, dass er nun endlich mit seinen Kindern und seiner Partnerin frei und glücklich hier in der Schweiz leben kann.

Willi Waser, Sommer 2026

«... denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.»
2. Korinther 12,10. Die Bibel (Schlachter 2000)

Der Weg der Flucht

Ein dichter Nebel hindert mich daran, über meine Nasenspitze hinauszusehen. Wo bin ich? Wie bin ich hierhergekommen? Wo komme ich her? Ich sehe nichts um mich herum, ich spüre keine Festigkeit des Bodens unter meinen Füßen. Und dieser Geruch ...

Es ist heiß und ein sehr trockener Wind spannt meine Haut, ich habe das Gefühl, dass sie wie ein lange von Wasser ausgetrockneter Boden aufbrechen oder wie Glas unter sehr starkem Druck zerbrechen wird.

In diesem Moment passiert etwas: Es bewegt sich. Der Nebel bewegt sich in eine einzige Richtung, er scheint sich aufzulösen. Mit der Zeit habe ich den Eindruck, dass ich es bin, der sich bewegt, und nicht der Nebel, aber ich bewege kein Glied meines Körpers. Wie ist das möglich? Es ist ein seltsames Gefühl.

Und plötzlich begreife ich es: Ich fliege! Der Nebel war in Wirklichkeit eine Wolke, die sich auflöst, je weiter ich fliege. Ich fliege über eine weite Landschaft mit einer Farbe zwischen Gelb und Braun. Ich kann nichts anderes tun, als mich vorwärtszubewegen, ich weiß nicht, wohin ich fliege oder wie ich es schaffe, das zu tun. All das ist nun Teil meiner Normalität.

Ich kann fliegen!

Ich fliege über eine Wüste. Ich kann jetzt den Sand erkennen, er ist überall. Es sieht aus wie ein Ozean aus Sand, ab und zu scheint es, als gäbe es unbewegliche Wellen, doch in Wirklichkeit sind es Dünen. Darunter glaube ich kleine schwarze Punkte zu erkennen. Ich muss näher heranfliegen, um zu sehen, was es ist.

Die schwarzen Punkte scheinen unbeweglich zu sein, einige bewegen sich dennoch und mit der Zeit merke ich, dass diese Punkte menschliche Formen annehmen. Ich fliege weiter, ohne meine Route kontrollieren zu können.

Es handelt sich wahrscheinlich um eine Gruppe von Menschen, die in dieselbe Richtung gehen. Sie sehen sehr erschöpft aus.

Normalerweise ist es mir möglich, anhand der Gesichtszüge die geografische Region zu erkennen, aus der Afrikaner kommen, aber diesmal gelingt es mir nicht. Sie sehen alle gleich aus, Stoffstreifen bedecken ihre Haare und fast ihr ganzes Gesicht, und ihre Kleidungsstücke haben alle die gleiche Farbe, die von Sand.

Sie bewegen sich nur mit großer Mühe, sie sind wohl sehr müde. Als ich noch ganz oben war, habe ich keinen Unterschlupf gesehen und auch keine Fahrzeuge. Diese kleine Gruppe muss also schon sehr lange unterwegs sein.

Die Flucht ist der letzte Ausweg vor dem Schlimmsten, aber sie ist keine Garantie dafür, dass man das Schlimmste verhindert. Flucht ist eine Entscheidung, die man trifft, wenn die anderen Optionen noch schlimmer sind. Flucht ist nicht einfach, Flucht ist keine Vergnügungsreise, sondern ein Horrortrip. Und gleichzeitig ist sie das geringste Übel. Flucht bedeutet, Hilfe zu suchen, auf etwas Besseres zu hoffen, lieber dem Unbekannten zu vertrauen, lieber ein Risiko einzugehen, als sich selbst sterben zu lassen.

Wenn man sich für die Flucht entscheidet, dann auch deshalb, weil man vorher alle Möglichkeiten ausgeschöpft hat, um zu bleiben. Man hat alles gegeben, was man konnte, und es hat nicht funktioniert. Flucht ist der einzige Ausweg, der sich noch bietet. Wenn man nichts tut, droht der Tod.

Wenn man flieht, bleibt ein Teil von einem selbst an dem Ort, den man verlässt – wenn man Glück hat, denn manchmal stirbt dieser Teil einfach.

Das Trauma der Flucht beginnt mit den Ereignissen, die Menschen zur Flucht gezwungen haben: Hunger, Verzweiflung, Ablehnung, Ungerechtigkeit, Bedrohung, Schmerzen, Verletzungen, Folter, Grausamkeit, Krieg und die Begegnung mit dem Tod.

Bei der Gruppe handelt es sich wahrscheinlich um Flüchtlinge, die ihre Länder auf dem Land- oder Flussweg verlassen haben. Sie sind in Richtung Nordafrika unterwegs. Einige werden sicherlich versuchen, den Ozean zu überqueren. Unter den etwa zwölf Personen, die sich mühevoll vorwärtsbewegen, entdeckte ich auch ein paar Frauen, obwohl sie kaum als solche zu erkennen sind. Um den extremen Temperaturen standzuhalten und ihre Haut zu schützen, tragen alle mehrere Kleidungsstücke übereinander. Das dient auch dazu, das Handgepäck zu verringern. Je nachdem, wo sie ankommen, und je nachdem, was sie brauchen, können sie die Anordnung der Kleidungsstücke ändern oder einfach die äußere Schicht wegwerfen, wenn sie nicht mehr zu retten ist.

Das Tragen mehrerer Kleidungsstücke dient den Frauen auch als Tarnung, da sie sich so in die Gruppe einfügen können und nicht gleich als

Frauen erkannt werden. In Fluchtsituationen sind sie noch verletzlicher als Männer und können sehr schnell in Gefahr geraten oder ein Risiko für die ganze Gruppe sein. Frauen müssen sich nicht nur vor Gefahren von außerhalb der Gruppe schützen: vor bössartigen Schleppern, Zuhältern und Fremdenhassern, die davon ausgehen, dass Frauen sich nicht so gut verteidigen können wie Männer. Sie begegnen auch innerhalb der Gruppe Gefahren: Männern, die sexuelle Bedürfnisse befriedigen wollen, Erpressung und Belästigung.

Ich lande und gehe inmitten dieser Gruppe von Sonderreisenden, ich grüße sie, aber niemand antwortet mir. Ich kann sehen, dass einige von ihnen erschöpft sind, und ich weiß nicht, wie lange sie bei diesem Tempo noch durchhalten werden. Viele sind dehydriert, einige haben Verbrennungen von der Sonne, andere haben Wunden, die vom Sand bedeckt sind.

Sandpflaster sind eine Technik, die Extrem-Abenteurern und Einheimischen wohl bekannt ist. Als wir noch sehr klein waren, streuten wir, wenn wir uns beim Spielen verletzten, automatisch Sand auf die Wunde, um die Blutung zu stoppen. Auch im Wald mit meinem Vater haben wir sie oft angewendet.

Eines Tages, als wir unsere sieben Hektar große Kakaopflanzung mit der Machete rodeten, hatte er einen Unfall. Er fügte sich mit der Machete einen breiten, tiefen Schnitt zu. Sofort forderte er mich auf, auf seine Hand zu pinkeln, auf die Wunde. Ich verstand, dass ich meine Scham beiseitelegen musste und dass es egal war, ob ich überhaupt pinkeln wollte. Die Augen meines Vaters reichten aus, um mich von der Dringlichkeit und vor allem von der Ernsthaftigkeit der Situation zu überzeugen.

Nachdem ich auf seine Wunde uriniert hatte, grub mein Vater den Boden ein wenig um, um Erde unter dem Humus hervorzuholen, und drückte diese schnell entlang der Wunde flach, um die starke Blutung zu stoppen. Dann zeigte er mir grüne Blätter, die ich abschneiden sollte, und erklärte mir, wie ich dünne Streifen herausziehen konnte, die mir als Fäden dienen würden. Zusammen mit den Blättern benutzte ich sie, um einen Verband anzulegen. Anschließend gingen wir gemütlich nach Hause. Ich weiß nicht, ob die Frau meines Vaters ihm später noch einen ande-

ren Verband angelegt hat. Ich war einfach froh, dass sich mein Arbeitstag verkürzt hatte und ich nun in den Bäumen spielen durfte.

Entweder sieht mich niemand in der Menge oder sie ignorieren mich einfach. Ich trage sauberere Kleidung und sehe im Vergleich zu den anderen sehr gesund aus. Ich gehe weiter durch die Gruppe, bis ich auf einen Mann stoße, der mir bekannt vorkommt. Er sitzt auf einem kleinen Rucksack, der im Sand liegt, sieht ein wenig verloren aus und ist sehr dünn. Als er seine Kopfbedeckung abnimmt, um den Sand abzuwischen, der an seinem Gesicht klebt, kann ich unter seiner Haut die Form seines Schädels klar erkennen.

Es ist Makon, ein etwa achtundzwanzigjähriger Kameruner, den ich in Neuchâtel kennengelernt habe, als ich mich auf das Asylverfahren vorbereitet habe. Aber was macht er hier?

Ich gehe näher an ihn heran und er sieht mich, im Gegensatz zu den anderen.

«Hey, Pascal, wie geht es dir?»

«Gut, Makon, danke und dir?»

«Es ist wirklich nicht leicht, aber ich muss durchhalten, ich habe schon so lange nichts mehr gegessen und mein Wasservorrat ist fast aufgebraucht.»

Wir fangen an zu reden. Makon ist schon seit fast zwei Jahren auf der Flucht. Er ist von Kamerun mit einigen Ersparnissen nach Nigeria aufgebrochen, dort verbrachte er mehrere Wochen, bevor er den Weg nach Niger fand. Dies ist der bevorzugte Weg für Flüchtlinge aus den Ländern südlich der Sahara, die darauf achten, bestimmte Gebiete im Norden Nigerias, im Norden des Tschad oder in Mali zu meiden, die unter der Kontrolle von bewaffneten Gruppen wie Boko Haram, Islamischer Staat, Fulani-Extremisten, Al-Qaida (AQIM) und vielen anderen sind. Von Niger aus hat er sich auf den Weg nach Libyen gemacht und dort das Martyrium seines Lebens durchlebt. Ein Schlepper hat seine Gruppe in die Wüste gebracht und ihnen gesagt, dass ein anderes Team sie abholen würde.

Die Lebensbedingungen in der Wüste sind extrem. Während der zwei Wochen, die sie dort verbracht haben, ist eine junge Frau krank geworden und nach einem tagelangen Todeskampf gestorben. Ihre Wasser- und Nahrungsvorräte waren nach einer Woche aufgebraucht. Das zweite Team kam erst nach zwei Wochen und hat den Todeskampf eines jungen Mannes in den Zwanzigern miterlebt, der an Erschöpfung litt. Die beiden Toten wurden in der Wüste vergraben, da die Schlepper keine Leichen transportieren wollten.

Zu zwanzig sind sie ins libysche Abenteuer aufgebrochen, doch jetzt sind sie es nur noch zwölf. Sie wurden irgendwo an einem anderen Ort in der Wüste wieder ausgesetzt, weil es für die Schlepper zu gefährlich geworden war. Mit Wasser und etwas zu essen haben sie zwei weitere Wochen in der Wüste verbracht.

«Lieber Freund, ich bin sprachlos! Das ist einfach eine unmenschliche Erfahrung, die du hier machst», sage ich betroffen, als Makon seinen Bericht beendet.

Plötzlich, ohne dass ich weiß, wie oder warum, fliege ich wieder weg. Aus der Höhe beobachte ich, wie sich drei Personen aus der Gruppe sehr eigenartig verhalten. Sie scheinen Stimmen zu hören und Menschen zu sehen, denn sie rufen: «Warten Sie auf uns, wir kommen mit!» Diese armen Leute haben offensichtlich Halluzinationen, hervorgerufen durch totale Erschöpfung und Verzweiflung. Sie entfernen sich von der Gruppe, folgen den Gespenstern. Die anderen bleiben zurück, resigniert und am Ende ihrer Kräfte.

Das Trio läuft sehr schnell, als habe es alle seine Kräfte wiedergefunden. Die Stimmen und Halluzinationen sind offenbar so stark, dass die Hoffnung wieder aufkeimt.

Ich rufe ihnen zu: «Wohin geht ihr? Was macht ihr? Bitte bleibt in der Gruppe!», aber sie scheinen mich nicht zu hören.

Ich rufe weiter: «Spart eure Kräfte! Was ihr hört, ist weder wahr noch real.» Nach etwa hundert Metern werden die drei langsamer, ihre Kräfte, schwinden, aber sie schleppen sich trotzdem weiter. Nach etwa einem Kilometer fallen sie auf die Knie, dann übereinander, sie sind außer Atem, sie sind am Ende.

Der Wind trägt mich zurück zu der Gruppe. Bedrückt setze ich mich neben sie in den Sand.

Drei Tage später entdecke ich in der Ferne etwas, das wie ein kleiner Sandsturm aussieht. Er nähert sich unserer Gruppe. Die neun Flüchtlinge sind so erschöpft, dass sie nichts anderes tun können, als sein Vorankommen zu beobachten. Plötzlich schießt ein weißer Pick-up aus dem vermeintlichen Sandsturm und einige Leute springen vor Freude auf. Zwei von ihnen sind jedoch in einer so schlechten Verfassung, dass sie nicht mehr aufstehen können.

Sobald der Wagen hält, verteilt der Fahrer, der Arabisch und einfaches Englisch spricht, Wasserflaschen und ein paar Stücke Brot. Dann fordert er sie mit großen Handbewegungen dazu auf, in den Pick-up einzusteigen. Der Fahrer scheint sehr gestresst zu sein. Er schreit auf Arabisch: «Yallah, yallah», und man muss die Sprache nicht beherrschen, um zu verstehen, dass er sie auffordert, sich zu beeilen. Die beiden Personen, die kaum noch stehen können, lassen sich beim Einsteigen in den Pick-up helfen.

Wer einen Schlepperwagen fährt, wird von den Flüchtlingen angesehen wie ein Gott. Die Schlepper wissen das und lassen es sich nicht nehmen, diesen Vorteil auszunutzen, um noch mehr Geld zu verlangen oder die Taschen und die Menschen selbst zu durchsuchen. Was immer sie wollen, sie bekommen es.

Das Wichtigste für die Flüchtlinge ist, dass sie aus der Wüste herauskommen. Der Menschenhandel auf der Fluchtroute ist leider eine Realität, viele grausame Leute verdienen damit viel Geld.

Einige Menschen, die sich auf der Flucht befanden, sind selbst zu Menschenhändlern geworden, weil ihnen gute Angebote gemacht wurden. Ohne Skrupel verkaufen sie Personen, die sie in der Wüste finden oder die sie von anderen Verkäufern kaufen. Anschließend erpressen sie sie oder ihre Familien und Freunde, damit sie mehr Geld schicken, weil sie die Geisel sonst umbringen werden. Sie fordern ihre Geiseln auf, Personen anzurufen, die ihnen nahestehen, und sich Geld schicken zu lassen, um sie freizukaufen. Die Summen können zwischen 2000 und 5000 Schweizer Franken liegen.

Wenn die Familie und die Freunde das Geld bezahlen, werden die Geiseln freigelassen. Manch werden bei der nächsten Gelegenheit von anderen Menschenhändlern geschnappt und der Kreislauf beginnt von vorne. Wenn kein Geld gezahlt wird, werden die Menschen festgehalten und täglich gefoltert. Wenn klar ist, dass kein Geld mehr kommt, werden manche erschossen, andere sterben an Entkräftung, begehen Selbstmord oder werden in die Wüste zurückgebracht, wo ihr Schicksal in jedem Fall das gleiche ist.

Ich sitze jetzt in dem Pick-up, der die Gruppe von neun Personen zu einem Ziel bringt, das nur der Fahrer kennt. Er fährt so schnell, dass alle sich an irgendetwas festklammern. Der Staub um uns herum sieht aus wie eine dicke Wolke.

Plötzlich höre ich einen Schrei: «Entschuldigung!»

«Was ist los?», frage ich Makon, der neben mir steht.

Erschöpft und unfähig zu sprechen, hält er seine Hand fiebrig und zitternd in eine Richtung. Dort liegen drei leblose und fast ausgetrocknete Körper.

«Denkst du, was ich denke?», fragt Makon.

«Das sind die drei, die sich von der Gruppe entfernt haben», antworte ich bedrückt.

Die Passagiere des Pick-ups bleiben einige Sekunden ruhig, als ob jeder an seinem Platz über das meditieren würde, was er gerade gesehen hat.

Plötzlich schreit einer aus der Gruppe: «Ihr seid Soldaten, meine Brüder, ihr seid im Kampf gestorben, mit der Waffe in der Hand! Wir werden für euch weitermachen und euer Opfer wird uns immer daran erinnern, stark zu sein!»

Alle sind wieder still. Jeder fragt sich, wie es weitergehen soll. Werden wir endlich aus der Wüste gebracht? In welcher Stadt werden wir ankommen? Wie werden wir behandelt werden?

Tatsächlich fährt der Pick-up aus der Wüste heraus in eine kleine Stadt. Dort werden wir zu einer Villa gebracht. Jeder lächelt ein wenig, als er sich vorstellt, wie komfortabel es dort sein wird. Überall sind Menschen, die trinken, rauchen und diskutieren, es scheint, als würden hier große

Vereinbarungen getroffen. Geld wechselt von Hand zu Hand, und auf der großen, offenen Terrasse kann man Menschen sehen, die den Horizont absuchen und ständig telefonieren.

Der Fahrer lässt uns aussteigen. Vier Personen rennen auf uns zu und sprechen dabei sehr laut. Viel mehr Leute stehen weiter weg von uns. Es sind hellhäutige Araber, aber auch dunkelhäutige Menschen. Als ich sie mir genauer ansehe, erkenne ich, dass es auch Menschen aus Zentral- und Westafrika sind. Wir werden ins Innere des Hauses geschoben und in die Zimmer geleitet. Die Frauen werden von den Männern getrennt. Jedes Zimmer ist etwa zehn Quadratmeter groß.

Die Hoffnung, gut behandelt zu werden, zerschlägt sich sehr schnell. Wir werden wie Tiere in einem Gehege behandelt, es gibt nur Matratzen auf dem Boden und die Wände haben eine völlig undefinierbare Farbe. Man erahnt, dass sie früher weiß waren, aber man kann es nicht mit Sicherheit sagen. Wir sind von Menschenhändlern aufgegriffen worden, das wissen wir alle, und es ist nicht nötig, weitere Fragen zu stellen. Jetzt brauchen wir Glück, damit es gut läuft, und vor allem, damit wir gesund oder zumindest lebend wieder herauskommen.

Wenn man gezwungen ist, zu fliehen, in der Hoffnung, Hilfe zu finden, ist der Weg zu dieser Hoffnung kein Spaziergang. Während ihrer Flucht erleben viele Menschen, die bereits ein Trauma in sich tragen, noch traumatischere Situationen. Die Stigmatisierung der Migration in Notsituationen hat sie zu Waren und Geschäftsmöglichkeiten gemacht.

Es gibt Menschenhandelsnetzwerke, die dieses Manna, das auf ihren Wegen vorbeikommt, ausnutzen, um die Betroffenen zu versklaven, zu misshandeln, ihnen alles zu nehmen, was sie haben, oder sie als Geiseln zu halten, um noch mehr Geld von den Familien zu erpressen. Auf dem Weg der Hoffnung verliert der Migrant an menschlichem Wert und gewinnt an Marktwert.

Makon ist dreimal weiterverkauft worden und jedes Mal musste er sich seine Freiheit mithilfe von Familienmitgliedern und Freunden, die in der Heimat geblieben waren, erkaufen.

Frauen ergeht es oft noch tragischer. Sie werden vergewaltigt und als Objekte benutzt. Viele sterben oder begehen nach unmenschlichen Miss-handlungen Selbstmord. Sie sterben bei dem Versuch, die Kinder abzu-treiben, die bei den Vergewaltigungen entstanden sind, oder sie werden einfach getötet, wenn sie ungehorsam oder unproduktiv werden.

Der Geruch in unserem Zimmer ist unbeschreiblich, ich kann kaum atmen. Statt einer Toilette haben wir nur kleine Eimer, in denen wir unsere Notdurft verrichten. Zwei von uns werden jedes Mal von unseren Kerker-meistern dazu bestimmt, sie zu leeren.

Wir werden regelmäßig geschlagen. Oft gibt es dafür keinen besonde-ren Grund, sie haben einfach das Bedürfnis, ihre Wut an uns auszulassen oder ihre Macht über uns zu demonstrieren. Wir haben nichts Wertvolles mehr, sie haben alle unsere Taschen und natürlich unsere Mobiltelefone mitgenommen, mit denen sie mehr über uns herausfinden und mit unse-ren Familienmitgliedern Kontakt aufnehmen können, um Lösegeld zu er-pressen. Wenn die Informationen nicht vollständig oder klar genug sind, kommen sie zu uns zurück und verlangen weitere Informationen, nicht ohne uns zu verprügeln.

«Hey du, du hast mir noch nicht die Liste von fünf Personen aus deiner Familie gegeben, die für dich bezahlen können», schreit einer der Wäch-ter und zeigt auf mich.

Ich weiß nicht, was ich ihm antworten soll. Ich bin deswegen schon mehrmals geschlagen worden.

«Bitte, ich weiß nicht, wo meine persönlichen Sachen sind, und ich habe nichts zum Schreiben», antworte ich.

«Ich werde dir nachher ein Stück Papier und einen Kugelschreiber ge-ben. Dann gebe ich dir fünf Minuten Zeit, um mir deine fünf Kontakte aufzuschreiben.»

Ich beginne zu überlegen, welche Kontakte ich angeben soll: Meine Mutter? Meine Brüder? Ich bin verloren und sie auch, denn es wird nicht einfach sein. Makon erklärt den Leuten, dass er schon mehrere Male fest-genommen wurde und mehrmals bezahlt hat, aber das scheint keinen

Unterschied zu machen. Daher kontaktiert er noch einmal die Mutter seiner Kinder bei den Bantu und einige andere Familienmitglieder.

Einige Menschen in diesem Zimmer sind schon lange hier. Ihre Familienmitglieder haben nicht genug Geld, um für ihre Freilassung zu bezahlen. Manche bitten uns um Hilfe, weil sie hier versklavt werden und sehr hart für Privatpersonen arbeiten müssen. Das Geld, das sie durch diese Arbeit verdienen, gehört nicht ihnen und wird nicht auf die Bezahlung ihrer Freiheit angerechnet. Sie können daher an andere Personen weiterverkauft oder für harte Arbeit vermietet werden. Sie gehören nicht mehr sich selbst! Aber wie sollen wir ihnen helfen, wir haben doch selbst nicht genug!

Nach mehr als sechs Monaten, die Makon als Ware in diesem Geschäft verbracht hat, kann er seine Freilassung erkaufen. Er findet einen Job als Maurer in Tripolis (Libyen), wo er umgerechnet zehn Franken pro Tag verdient. Er schläft jeden Tag auf der Terrasse eines Ladens. Der Inhaber erlaubt es ihm, um mögliche Diebe fernzuhalten. Mit seinen Ersparnissen setzt er schließlich mit einigen Schleppern seine Reise nach Tunesien fort, die ihn in der Ortschaft Zarzis aussetzen.

Ich finde mich mit Makon auf einer Baustelle wieder und helfe ihm. Ich weiß nicht, wie ich es geschafft habe, freigelassen zu werden und auf derselben Baustelle wie er zu arbeiten, ich arbeite mit ihm, aber ich werde nicht bezahlt. Der Besitzer scheint meine Anwesenheit nicht einmal zu bemerken, obwohl ich täglich mit meinem Freund zusammen bin und wir alles gemeinsam machen.

Wenn wir mit den Schleusern sprechen, versprechen alle, uns ohne Probleme nach Europa zu bringen. Sie zeigen uns verschiedene Möglichkeiten auf und garantieren jedes Mal, dass alles gut gehen wird. Neben ihnen stehen jedes Mal andere Personen, die die Effizienz dieser Schlepper bestätigen. Makon und ich sind nicht dumm, wir wissen, dass es ihre Freunde sind, und wenn wir bezahlen, werden sie für ihre Rolle finanziell belohnt.

Nach mehreren Monaten des Wartens und der Suche nach den sichersten Schleppern haben wir schließlich einen gefunden. Wir wählen